

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 193.

Posen, den 24. August 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

Richter Mayell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.
12. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

Ueber all' seinen Dummheiten und Experimenten, über all' seinem Spielen und Glückversuchen ließ Timothy sich niemals eine Arbeit entgehen, wenn er sie irgend leisten konnte, und wenn er auch nicht um schnöden Gewinn arbeitete, so tat er es doch zum Heile seiner Seele. Er ging zu den Rennen mit einem Band Molièrescher Dramen unter dem Arm, und in den Pausen las er; dadurch erlangte er bei seinen Renn-Kumpanen große Achtung als eifriger Student.

So kam er in gewaltigen, aber ihm natürlichen Etappen zum Film, diesem Mecca, das alle unternehmenden, romantischen und ruhelosen Geister anzieht. Er versuchte sich als jugendlicher Held, aber seine Art und seine Darstellungsweise waren zu originell. Die Filmproduzenten sind immer auf Neuheiten veressen, aber jeder neuen Darstellungs- und Ausdruckskunst sind sie abhold. Ellsberger hatte ihn ausprobiert, weil er seinen Vater gekannt hatte, aber noch mehr, weil er durch ihn Geld gewonnen hatte, als er Kid Muldoon schlug. Aber selbst Ellsberger mußte vorschlagen, daß Timothy erst zwei Jahre lang die „Atmosphäre“ studieren solle.

Timothy wußte nicht genau, ob sein Zug zehn Minuten vor sieben oder zehn Minuten nach sieben abfahre; er kam zeitig genug an, um schon zehn Minuten vor sieben abzufahren, und das war für ihn charakteristisch, denn er spekulierte niemals gegen das unbeugsame System.

Er erreichte Newyork ohne Zwischenfälle, aber auf seinem Weg nach dem Westen blieb er in Nevada kleben. Er wollte nur eine Nacht dort zubringen, aber er traf einen Mann, der einen Gilzustellungsdienst auf ganz neuen Strecken plante. Er steckte sein Geld in dieses Unternehmen und durch irgend ein Wunder konnte man es wirklich ein ganzes Jahr lang durchführen. Nach Verlauf dieser Zeit rückte die Polizei seinem Teilhaber auf die Bude, und Timothy reiste gemächlich ostwärts.

Er kam nach Newyork mit fünfundsüßzig Dollars, die er von einem Westländer auf der letzten Etappe der Reise gewonnen hatte. Das Gleis lief ungefähr zwanzig Meilen lang neben einer Landstraße her, und die Wette zwischen ihnen war sehr einfach, nämlich: ob mehr Männer oder mehr Weiber vorbeikommen würden. Der Westländer setzte auf Männer, und Timothy auf Weiber. Für jeden Mann, den Timothy sah, bezahlte er einen Dollar, für jede Frau erhielt er einen. In der vereinbarten Zeit sahen sie fünfundsüßzig Frauen mehr als Männer, und Timothy war um ebenso viele Dollars reicher. Es waren noch niemals so viele Frauen unterwegs gewesen, wie an jenem strahlenden Nachmittag, und der Westländer konnte das gar nicht verstehen, bis ihm plötzlich einfiel, daß ja Sonntag sei — eine Tatsache, die Timothy erfaßt hatte, ehe er seine Wette abschloß.

Zwei Monate später war er wieder in London. Wie er zurückgekommen war, konnte er niemals erklären. Er blieb in London, bis er sich anständig eingekleidet hatte, um sich dann in einem vornehmen Wohnhaus in Branksome Park, Bournemouth, vorzustellen. Vor langen, langen Jahren hatte ihm Sir John Mayell einmal geschrieben, und ihm jede erdenkliche Unterstützung angeboten, mit dem Versprechen, ihm beizustehen, falls er einmal in eine schwierige Lage geraten sollte. Timothy brachte dieses Anerbieten mit dem Tod seines Vaters in Verbindung — vielleicht waren sie Freunde gewesen.

Er wurde in den sonnigen Empfangsraum geführt, der mit vielen Blumen geschmückt war und sah sich beifällig um. Er hatte sein ganzes Leben lang in den Häusern fremder Leute gewohnt — in Schulen, Pensionen, Hotels und dergleichen — und der Hauch eines Heimatgefühls streifte ihn, wie der vergessene Duft eines Gartens, den er einmal gekannt hatte.

Der Diener kam zurück.

„Sie John Mayell wird Sie in zehn Minuten empfangen, aber Sie dürfen ihn nicht lange aufhalten, weil er mit Lady Mayell ausgehen will.“

„Lady Mayell?“ fragte Timothy überrascht, „ich wußte gar nicht, daß er verheiratet ist.“

Der Diener lächelte und sagte:

„Der Herr Richter hat vor einem Jahr geheiratet. Es stand in allen Zeitungen.“

„Ich lese nicht alle Zeitungen. Dazu habe ich keine Zeit. Wer ist denn die Dame?“

Der Mann sah sich um, als fürchte er, belauscht zu werden.

„Sir John heiratete eine Filmdiva, Miß Sadie O'Grady.“ Die Feindseligkeit in seinem Ton war nicht zu verkennen.

Timothy riß Mund und Augen auf:

„Was Sie nicht sagen! Na, das ist ja die Höhel! Diese — diese Dame kannte ich ja in London!“

Der Diener ließ den Kopf auf die Seite sinken.

„Wirklich?“ sagte er, und es war ganz klar, daß er Timothy durch dieses Geständnis nicht mehr der menschlichen Gesellschaft zurechnete. Eine Klingel schrillte von ferne.

„Sir John ist bereit, Sie zu empfangen. Sie werden doch hoffentlich nichts davon erwähnen, daß ich über die gnädige Frau etwas gesagt habe?“

Timothy winkte ihm beruhigend zu und errang damit das Vertrauen des Mannes.

Sir John Mayell stand aufrecht hinter seinem Schreibtisch, ein schöner, großer Mann; das graue Haar trug er aus der Stirn straff nach hinten gebürstet und seine blauen Augen strahlten hinter ungerahmten Gläsern.

„I. A. C. Anderson,“ sagte er und ging mit langsamen Schritten um den Tisch herum. „Das ist doch nicht etwa der kleine Timothy, von dem ich vor vielen, vielen Jahren so manches gehört habe!“

„Doch, das bin ich, mein Herr.“

„Wirklich? Ich würde Sie niemals wiedererkannt haben. Sehen Sie sich, mein Junge. Sie rauchen natürlich — jeder raucht heutzutage; es kommt mir seltsam vor, daß ein Knabe, den ich in kurzen Hosen

kannste, jetzt wie einrichtiger Herr aussieht. Ich habe viel von Ihnen gehört.“

„Nichts Abfälliges hoffentlich, mein Herr?“

Maxell schüttelte den Kopf.

„Ich habe eben von Ihnen erzählen hören. Lassen wir es dabei bewenden. Nun, ich nehme an, Sie kommen heute zu mir, weil ich Ihnen vor fünf Jahren, am drei- undzwanzigsten Dezember um ganz korrekt zu sein, schrieb und Ihnen jede Hilfe anbot, die in meiner Macht liegt.“

„Das Datum kann ich nicht beschwören.“

„Aber ich,“ lächelte der andere. „Ich vergesse niemals ein Datum, ich vergesse niemals einen Brief, ich vergesse niemals den genauen Wortlaut desselben. Mein Gedächtnis ist erstaunlich. Nun, sagen Sie mir, was ich für Sie tun kann.“

Timothy zögerte.

„Sir John, mir ist es in Amerika ziemlich schlecht gegangen, ich habe mit Spitzbuben zusammen gearbeitet und ich habe jeden Cent hergeben müssen, den ich besaß.“

Sir John nickte langsam.

„Dann brauchen Sie also Geld,“ sagte er nicht gerade begeistert.

„Nicht eigentlich Geld. Ich möchte versuchen, in London festen Fuß zu fassen, und ich dachte, Sie könnten mir vielleicht für irgend jemanden einen Empfehlungsbrief geben.“

„Ach so.“ Maxells Gesicht heiterte sich auf. „Das kann ich schon machen. Was wollten Sie denn in London beginnen?“

„Am liebsten hätte ich wohl so eine Art Sekretärposten gehabt, obgleich ich nicht allzu viel davon verstehe.“

Sir John nagte an seiner Unterlippe.

„Ich kenne einen Mann, der Ihnen helfen wird. Wir waren zusammen im Unterhaus und er kann Ihnen eine Stelle in einem seiner Büros verschaffen, aber dummerweise bringt er, da er lebhafte viel Geld verdient hat, die meiste Zeit in Newmarket zu.“

„Newmarket klingt mir angenehm in den Ohren. Ich werde eben mein Glück versuchen. Vielleicht kann er mich dort in einem Büro verwenden?“

Der Richter erlaubte sich, ein wenig zu lächeln.

„In Newmarket tut unser Freund leider wenig mehr, als Zeit und Geld auf den Pferderennen zu vergeuden. Er besitzt ein halbes Duzend Pferde — ich habe erst heute früh einen Brief von ihm bekommen.“

Er ging zum Tisch zurück, suchte in dem Durcheinander herum und zog sogleich unter den Papieren einen Brief hervor.

„Ich hatte nämlich gerade geschäftlich mit ihm zu tun und wollte bei ihm einige Erkundigungen einziehen. Das einzige, was er mir erzählt, war —“ und er machte eine verzweifelte Handbewegung, — „daß Schneeball und Polly Chaw, das sind wahrscheinlich Namen von Rennpferden, die beiden großen Handicaps in der nächsten Woche gewinnen werden, und daß er einen schnellfüßigen Renner besitzt, Swift Kate, der — ich führe seine eigenen Worte an — alles schlagen wird mit seinen Siebenmeilen-Beinen.“

Er blickte Timothy über den Aneiser hinweg an. Auf dem Gesicht des jungen Mannes lag ein seliges Lächeln.

„Newmarket hört sich wirklich wunderschön an.“

Plötzlich erinnerte er sich daran, was der Diener ihm eingeschärft hatte, und wollte gerade Abschied nehmen, als sein Wirt die Stimme senkte:

„Sie haben wohl in letzter Zeit nichts von Ihrem Better gehört?“

Timothy sah ihn verwundert an. Hätte Sir John ihn nach dem Großen Lama von Tibet gefragt, er hätte um die Antwort nicht verlegener sein können.

„Wie, nein, — nein — lebt er denn?“

Sir John sah ihm scharf in die Augen.

„Ob er lebt? Selbstverständlich. Ich dachte, Sie hätten von ihm gehört.“

„Er ist doch verschwunden. Ich sah ihn nur ein einziges Mal, als ich noch ein Kind war. War er ein Freund — hm — ein Bekannter von Ihnen?“

Sir John trommelte mit den Fingern auf der Schreibtischplatte, seine Gedanken weilten in weiter Ferne.

„Ja und nein,“ sagte er schließlich kurz. „Ich kannte ihn und eine Zeit lang stand ich freundschaftlich mit ihm.“

Plötzlich warf er einen Blick auf die Uhr und ein Ausdruck der Bestürzung trat in sein Gesicht.

„Großer Himmel,“ rief er, „ich versprach, meine Frau schon vor einer Viertelstunde zu treffen. Adieu! Adieu!“

Er schüttelte Timothy an der Zimmertüre die Hand, und der junge Mann mußte den Weg nach unten ohne Führer finden, weil der Diener in diesem Augenblick gerade sehr beschäftigt war.

Aus dem unteren Stockwerk tönte eine schrille, unangenehme Stimme, und als Timothy die Treppe herunterkam, befand er sich mitten in einer häuslichen Szene. Auf dem Vorplatz befanden sich zwei Damen, die eine verhielt sich ganz ruhig und begnügte sich damit, zuzusehen — die andere war die Hauptbeteiligte. Er erkannte sie sofort, aber sie sah ihn nicht, weil ihre Aufmerksamkeit auf den zorngeröteten Diener gerichtet war.

„Wenn ich am Telephon nach Ihnen läute, so erwarte ich, daß Sie mir sofort antworten,“ sagte sie gerade. „Sie haben nichts zu tun, als herumzusitzen und die Ohren offen zu halten, Sie langer, fauler Kerl!“

„Aber, Mylady, ich —“

„Antworten Sie nicht,“ tobte sie. „Wenn Sie glauben, ich habe nichts Besseres zu tun, als am Telephon zu sitzen und zu warten, bis Sie aufwachen, dann irren Sie sich — das ist alles. Und wenn Sir John nicht bald Feuer hinter Ihnen her macht —“

„Kümmern Sie sich nicht darum, was Sir John mit mir vorhat,“ der Mann änderte ganz plötzlich sein Benehmen. „Ich habe von Ihnen gerade genug und übergenug. Das Kommandieren können Sie sich für den Film aufsparen, Lady Maxell. Mit mir brauchen Sie so etwas nicht zu versuchen!“

Sie war unfähig, noch etwas zu sagen. Es war aber auch gar nicht nötig. Denn der Mann drehte sich kurz um und verschwand in jener geheimnisvollen Region, die im Hintergrund jedes Vorplatzes liegt. Da auf einmal sah sie Timothy.

„Wie geht es Ihnen, Lady Maxell?“

Sie starrte auf den Störenfried, und einen Augenblick lang glaubte er, daß sie ihren Aerger an ihm auslassen wolle. Sie runzelte noch immer die Stirn, als er ihre schlaffe Hand ergriff.

„Sie sind der junge Anderson, nicht wahr?“ fragte sie ein wenig ungnädig.

Das alte Gefühl der Feindseligkeit lebte in ihm wieder auf und verstärkte sich noch bei der Berührung ihrer Hand. Sie war unverändert und sah wenn möglich noch hübscher aus, als bei ihrem letzten Zusammentreffen, aber die Härte ihres Mundes war betont, und sie hatte sich eine unbeschreibliche Art von Ueberlegenheit angewöhnt, die sich sehr wenig von bloßer Unverschämtheit unterschied.

Sie zog ein goldgefaßtes Corgnon hervor, um ihn zu mustern, und sofort war er gereizt — nur Frauen brachten es fertig, ihn zu ärgern.

„Sie haben sich nicht ein bißchen verändert,“ hänselte er. „Nur Ihre Augen scheinen leider nicht mehr so gut zu sein, wie früher. Die Atelierarbeit ist ziemlich schädlich für die Augen, nicht wahr?“

Sie ließ das Corgnon zusammenschnappen und wandte sich dem jungen Mädchen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Schneehühner.

Von Kaj Bruken.

Xraugott hatte kein Geld. Das hatte Dynes auch nicht, aber noch einer gründlichen Mazzia durch seine Taschen förderte schließlich Ernburg einen Betrag zu Tage — einen Betrag von rund einer Krone und siebzehn Oeren. Das war nicht viel — aber in geräucherter Heringe umgesetzt — — — gab es immerhin fünf Stüd pro Schnauze.

*

Xraugott und Dynes diskutierten die neue Gedichtsammlung ihres Kollegen Reimtschmidt. Xraugott meinte, daß es ganz elender Mist sei — Dynes hingegen fand, daß einzelne Gedichte immerhin Talent verrieten.

Ernburg stellte stillschweigend seinen Hering und schielte nur ab und zu zum Fenster hinaus.

„Niemals in seinem langen Leben wird er die Gedichte verkaufen“, konstatierte Xraugott mit Nachdruck und warf einen Heringstropf in die Luft. Dieser Heringstropf landete im Maul eines verhungerten Möbels.

„Da haben wir den „Barden“, brummte Ernburg. Er winkte mit einem Hering zum Fenster hinaus.

Unter auf der Straße wurde der Dichter Reimtschmidt sichtbar. Er trug einen Radmantel und weichen Schlapphut, trug das Haupt stolz erhoben und lächelte süßlich wie ein Minnesänger. Man überfah vollkommen seine zerfransten Beinkleider und die schiefen Haden. Alles Interesse konzentrierte sich auf die stolze Haltung und den elastischen Gang.

„Dieser verspätete Abkomme längst vermoderter Götter“, fluchte Xraugott und wischte seine speidigen Heringsdustenden Finger im Taschentuch ab, „nun soll man sich wieder seine Tiraden mit anhören, wenn er die Schleusen seines göttlichen Gemütes öffnet!“

„Versteh gar nicht, daß Du diesen Mitschmacher hier andauernd empfängst“, knurrte Ernburg.

„Er tut doch niemandem etwas.“ Dynes erhob sich und öffnete die Tür.

Man konnte den Dichter bereits auf der Treppe hören.

„Die Götter mögen wissen, wozu der lebt“, zischte Xraugott. „Von seiner Produktion ... natürlich.“ Ernburg wieherte boshaft auf und packte seine Heringsflette zusammen.

Der Dichter trat ins Zimmer. Sein genialer Gut beschrieb einen eleganten Bogen in der Luft.

„Genie Xraugott — Genie Dynes — Genie Ernburg — ich grüße Euch!“ Er setzte sich auf einen Stuhl und legte die Beine mit einer eleganten Bewegung über Kreuz. Sein Blick fiel auf die Heringserippe.

„Die Herren sind gerade dabei ein kleines Frühstück einzunehmen, und wie ich sehe — in aller Bescheidenheit.“

Xraugott und Ernburg antworteten nicht. Sie räusperten sich nur vielsagend. Dynes hatte noch zwei Heringe übrig. Er packte sie umständlich ein und legte sie auf ein Brett.

„Ja“, sagte er ruhig.

Der Dichter wechselte die Stellung seiner Beine und fing an, sich in den Zähnen herumzustochern.

Die Drei am Tisch beobachteten ihn schweigend.

„In aller Bescheidenheit“, fuhr der Dichter wie in Gedanken fort und hob die Stimme. Dann nahm er den Zahnstocher aus dem Mund und betrachtete ihn.

„Schneehühner!“ sagte er dann gedehnt und schmalzte mit der Zunge.

„Schneehühner sind nun ein herrliches Essen!“

Drückende Stille folgte. Diese wurde plötzlich unterbrochen, indem Ernburg mit fürchterlichem Gepolter den Tisch umwarf — — — und — — — im nächsten Augenblick schon torkelte der Dichter unfreiwillig die Treppe hinunter.

Ernburgs Gesicht war finster und verbissen als er wieder eintrat. „Himmeldonnerwetter noch einmal — mit dem werd ich schon Schlitten fahren“, zeterle er. „Unsere geräucherten Heringe, hier zu verhöhnen — von Schneehühnern reden — sich in den Zähnen herumzustochern wie nach einem beendetem Diner ...“

Dann zupfte er seinen Schlips zurecht und griff nach seinem Hut. „Mist!“ sagte er und ging. Xraugott folgte ihm. Dynes fing an, aufzuräumen.

Gegen Abend kam der Dichter wieder. Er setzte sich bescheiden auf einen Stuhl. Eine Stunde später verabschiedete er sich. Er summite vergnügt vor sich hin und sein Stod schlug Funken auf dem Asphalt.

Xraugott und Ernburg kamen in guter Laune nach Hause. Ernburg hatte bei der Zeitung ein Honorar bekommen.

Sie blickten auf die andere Seite, während der Dichter an ihnen vorbeistrich.

Ärmchend traten sie bei Dynes ein.

„Diesen dem Mitschmacher gerade wieder in die Arme“, sagten sie und setzten einige Flaschen auf den Tisch.

„Rann ich mir denken“, antwortete Dynes, „er kommt gerade von mir!“

„Von Dir?“ Ernburg kniff die Augen zusammen. „Hätte er denn nicht genug von heute vormittag. Kam er wieder, um von seinen Schneehühnern zu prahlen?“

... „Er hat, ob er nicht die zwei geräucherten Heringe bekommen könne, die ich heute vormittag übrigließ!“

Xraugott und Ernburg starrten sich verständnislos an.

„Geräucherte Heringe?“ — — — bat Dich um Deine geräucherten Heringe! „Ernburg schüttelte verzweifelt den Kopf: — — „Und er hatte eben Schneehühner gegessen?“

„Er hatte keine Schneehühner gegessen“, kam es ganz kleinlaut von Dynes: „Er war hungrig wie ein Rabe.“

Ernburgs Augen blickten immer verwirrter umher.

„Ja — was zum Teufel — sah er denn hier und phantasierte von Schneehühnern und stocherte in den Zähnen?“

— — — „Er sagte mir, daß Schneehühner ein herrliches Essen seien, denn er hatte gerade welche an der Ecke im Delikatessenladen liegen sehen — — — und — es langte bei ihm nicht mal zu Heringen ...“ (Aut. Uebers. aus dem Dänischen.)

Rund um den Erdball.

Der eine mach's, der andere belach's.

(Nachdruck verboten.)

Verkehrsunfälle zum Quadrat.

Laut amtlicher Statistik des amerikanischen Staatsamtes sind im Jahre 1927 nicht weniger als 1,4 Millionen Verkehrsunfälle auf der ganzen Erde vorgekommen. (Der Zusammenstoß zwischen einem Kamel und einem Kinderwagen in der Wüste Gobi ist allerdings nicht mit eingerechnet.) Die Statistik behauptet weiter, daß die Zahl der Unfälle, welche der Verkehr verursacht, jedes Jahr um ein Drittel der Summe des Vorjahres steige, und daß sie in hundert Jahren eine Ziffer werde erreicht haben, die vorausehen läßt, daß niemand mehr über die Straße gehen kann, ohne überfahren zu werden. Die Amerikaner sehen zu „weih“, es wird noch viel schlimmer, in hundert Jahren werden alle Menschen durch Verkehrsunfälle umgekommen sein, bis auf einen Automobilisten, der allerdings, um der Statistik zu genügen, sich dann selbst überfahren muß. Einem geschickten Chauffeur wird das in hundert Jahren nicht schwer fallen.

*

Der Tod ist erschossen.

Unter dem Vorsitz von Maurice Maeterlinck hat eine Versammlung der gelehrtesten Gelehrten, Aerzte, Psychologen, Physiologen, Spiritisten, Hell- und Dunkelseher, Seherer, Mystiker und Philosophen, die sich „Der dritte physio-soziologische Kongreß“ nannte und in der Carbone zu Paris tagte, den Tod aus dem Leben gestrichen. Man kam zu dem Resultat, daß es nur einen Tod gibt, weil die Menschen daran denken. Würden sie nicht daran denken, könnten sie auch nicht sterben. (Danke sehr!)

„Sehen Sie die Hunde und die Kinder an, für sie existiert kein Tod“, wußte Maeterlinck zu melden.

Möglich! Trotzdem müssen sie sterben, und niemand weiß, warum.

„Wer nicht an den Tod denkt, lebt ewig“, sagte einer der Professoren.

Das ist sicher eine Uebertreibung. Ich kannte einen Mann, der hatte so viel Gehirn, wie ein Regenwurm ohne Kopf, und er konnte überhaupt nicht denken, also auch nicht an den Tod. Und der ist sogar mit 30 Jahren an Altersschwäche gestorben. Vorläufig also scheint das Leben ohne Tod nur in der Theorie vorhanden zu sein; aber das ist ja auch schon ganz schön.

*

Der verkannte Pegasus.

Als Bedefind gestorben war, überlegten seine Freunde lange, was sie ihm für ein Monument aufs Grab setzen sollten, und verfielen am Ende auf einen geflügelten und sich bäumenden Pegasus. Neulich erschienen zwei Berliner auf dem Friedhof, wo der Dichter liegt, kamen auch an seinem Grab vorbei, lasen „Frank Bedefind“ und sahen das geflügelte Ross. Da meinte der eine: „Nun sagen Sie mal, was war denn dieser Mann eigentlich?“

„Der sehen Sie doch — Fliegerhauptmann!“

*

Homer war eine Frau?

Die Verfechter der Idee, daß der griechische Dichter Homer nie gelebt habe, sondern daß die unter seinem Namen laufenden Eposgesänge der „Ilias“ und „Odyssee“ im Laufe der Jahrhunderte gesammelte Sagen seien, führen das Wort Homer auf den uralten Stamm zurück, der auch in dem lateinischen Homo und dem französischen l'Homme enthalten ist und der nichts weiter bedeutet als: Mensch! Trotzdem suchen die Gegner dieser Theorie immer wieder und immer noch zu beweisen, daß es einen Dichter namens Homer gegeben habe, und die neueste Forschung des englischen Sprachforschers Samuel Butler geht dahin, Homer sei eine Frau gewesen. Er behauptet — und zwar an Hand einer Reihe von gewiß geistvollen Gründen —, daß die vielerlei Schwierigkeiten, welche uns in den beiden Eposen

entgegengetreten, sofort behoben wurden, wenn man annahme, Homer sei eine Frau gewesen; denn nur der Pstche eines Weibes könnten diese Gedankengänge entspringen. Wir sind der Ansicht, daß diese Fragen nicht mehr geklärt werden können; sahen sich doch schon die alten Griechen, die Homer gewiß näher standen, unauf- löslichen Rätseln gegenüber.

*

Räuber als Räuberschreck.

Als der amerikanische Forscher Noh Chapman in Kalgan am Rande der Wüste Gobi angekommen war, sagte man ihm, er habe keinen Zweck, den Weg zu machen, weil er mit seiner kleinen Begleiterschar bereits am dritten Tage von den zahlreichen Räuberbanden, die sich in jenen Gegenden aufhalten, ausgeplündert und voraussichtlich getötet sein würde. Aber Chapman, als echter Yankee, mußte Rat. Er ließ sich den berühmtesten Anführer einer großen Räuberbande, Kason Chaigu, kommen, und bot ihm einen großen Betrag, wenn er die „Versicherung“ der Expedition, die aus hundert Kamelen und zehn Lastwagen bestand, übernehme. Chaigu war einverstanden, steckte das Geld ein, und begleitet als sicherster Schutz für Chapman seit einigen Wochen die Karawane durch die Wüste. Und keine andere Wande denkt daran, einen Zug anzugreifen, der sich in den Schutz eines der Ihren begeben hat.

Cubert.

Die Wacholderdrossel.

Von Paul Betterli.

Buntes, farbenjubilendes Tal. Süße, weitausgespannte Altweiberfommerbläue! Wälder, Bäume, Büsche, — voller Blut und Geloder, als brähe alles Feuer der Sonne aus Zweigen und Blättern hervor. O, dieses Geglitz und Gefunkel zwischen Himmel und Erde! Diese Farbenfärbung, die sich in urgewaltige Kata- rakten von Tönen ergießt, vom gläsernen Klingen silbergänzender Marienfasen bis hinunter zu den orgelnden Kontrabässen der dunkelhäutigen Bergfichtenwälder. Und doch lächelt so viel Heim- weh hinter dem geröteten Anlitz der Landschaft. Aus den kupfer- farbenen Blättern der Eichen guckt es, aus den roten Wipfeln der Buchen, den gelben der Birken und des Ahorns, blinzelt aus den knallroten Beeren der Heckenrosen, der Berberitzen und der Oher- eichen, aus den schwarzen Früchten des Ligusters und der Toll- kirche hervor. Aber am deutlichsten offenbart sich all diese Un- ruhe und Sehnsucht, das irre, herumirrende Herz in den unterschiedlichen Arten von Vögeln, die einzeln, truppweise und in großen Flügen die Felder und Wälder durchziehen, unstet, bagabundierend, heimatlos.

Aus dem Walde tritt der Jäger und schlendert über die feuch- ten Wiesen hinweg. Da werfen sich vor ihm überall allerlei Vögel in die Luft und streichen nach dem Holze hinüber.

„Krammetsvögel!“ murmelt der Grünrock und greift nach dem Gewehr. Aber dann schiebt er die Klinte wieder an ihren Platz und schüttelt den Kopf: „Lohnt die Patrone nicht, das kleine Zeug ist ja auch nur ein Gericht für die Feinschmecker! Weiter geht er und sinnt darüber nach, welche Mengen dieser Wacholder- drosseln früher in den berühmten Dohnenstiegen, in den feinen Kossbaarschlängen, gefangen wurden. Hunderte und mehr wurden da oft an einem Tage erbeutet. Mit Ekel und Ingrimm denkt der Weidmann an jene Zeit zurück, die einen so groß angelegten Vogelmord billigte. Denn neben den Krammetsvögeln fingen sich ja auch noch Singdrosseln, Wein- und Roldrosseln, Amseln und zahlreiche Kottelchen und Dompfaffen. Eine brutale Ver- nichtung war dies, aber kein Weidwerk. Heute verbietet das Gesetz den Dohnenfang; es hätte ruhig noch beschränkt und auch den Abschub der Krammetsvögel verhindern oder doch wenigstens auf eine ganz kurze Dauer einschränken können.

Der Krammetsvogel, dessen Brutgebiet sich über ganz Europa sowie über Mittel- und Nordasien erstreckt, bewohnt mit Vorliebe die nördlichen Tannen- und Birkenwälder der großen Moore- und Heidegegenden. Das ist seine Heimat. In großen Kolonien nistet er da in den Wipfeln der Birken. Schon zeitig im Frühling legt das Weibchen in die napfartige Vertiefung des festgefügteten Nestes 4—7 Eier, die auf grünlichem Untergrund rostrot oder bräunlich gefleckt sind. Während 16—17 Tagen gibt es sich nun dem Brutgeschäft hin.

Die Männchen treiben sich währenddessen in der nächsten Um- gebung des Nistplatzes umher, machen eifrig Jagd auf Würmer und Insekten, lassen ihr anspruchsloses Lied erklingen und passen auf, daß keine Räuber und Wegelagerer, ein Krummschnabel, eine Krähe oder Elster, ein Marder oder eine Katze — sich in der Nähe der Brutstätte aufhält.

Sind die Jungen einmal da, dann haben die Alten mit Füttern vollauf zu tun; denn die kleinen Diabläuche sind die reinsten Nimmersatte. Im Laufe des Sommers schreien die Alten noch zu einer zweiten Brut. Mitte Oktober fangen die Wacholderdrosseln an herumzustreichen, scharen sich zu größeren Flügen zusammen und streben immer mehr nach Süden. In milden Wintern bleiben etliche bei uns. Die größere Zahl aber zieht nach Italien, Südschweiz, den Donauländern und sogar nach Nordafrika. Leider wird ihnen während ihres Zuges vieler- Orts in gewissenloser Weise nachgestellt, so daß Tausende und Abertausende im März an ihren Brutstätten fehlen, — darum, weil so und so viele genussüchtige Menschen den Krammetsvogel zur Befriedigung ihrer überfälligen Gaumenansprüche brauchen. Daß sie den Wald einer Zierde und dazu eines nützlichen Vogels berauben, bedenken diese Schlemmer nicht.

Aus aller Welt.

Der Serien-Wahnsinn. Man schreibt uns: Als der Film „Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren“ so ungeheuren Erfolg erzielte, fingen die Manuskriptschreiber an, diese schöne Stadt in jedem Sujet unterzubringen, und wir mußten über uns ergehen lassen: „Heidelberg, du Feine“, „Am Rhein, da blühen unsre Neben“, „Wädel vom Rhein“ und dergleichen Schmarren, und Lustig drehte rasch „Alt-Heidelberg“ nach Meyer-Röschers Drama. (Das Werk, mit Roman Nabarro und Norma Shearer, kommt im September in Berlin heraus.) Jetzt hat es der gute Casanova den Herstellern angetan. Nachdem der Film gleichen Namens sehr gezogen hatte, warf man sich auf „Casanovas Erbe“, der ein Mißerfolg wurde; nun dreht Harry Pielke „Der moderne Casanova“. Weitere Werke sind in Vorbereitung. Man sieht daraus, wie rar neue Ideen sind, daß einer immer dem anderen etwas nachmachen muß.

Kindersegen auf Erden. Die meisten Kinder kommen in China zur Welt, doch kann man sie nicht zählen und muß sich auf Schätzungen verlassen. Immerhin darf angenommen werden, daß auf je 1000 Bewohner im Jahre 50 oder mehr kleine Chinesen geboren werden. 43 Geburten kann Rußland aufweisen und steht noch weit über Japan, wo 35 Kinder je Jahr und 1000 Ein- wohner das Licht dieser Erde erblicken. Dann kommen Spanien mit 30, Italien mit 29, Amerika mit 23, Oesterreich mit 22, Deutschland mit 20, Frankreich mit 19 und England mit 17,5 Geburten. Die Gesamtzahl der Neugeborenen stellt sich jährlich in China auf 22 Millionen, in Rußland 5,6 Millionen, in Ame- rika 2,7 Millionen, in Japan 2,1 Millionen, in Deutschland 1,2 Million, in Italien 1,16 Million, in England auf 860 000, in Frankreich auf 760 000 und in Spanien auf 660 000.

Ein Wettstreit im Tanzen in Paris. In Paris wurde dieser Tage ein Wettstreit im Tanzen veranstaltet, um durch Tanzsch- verständige feststellen zu lassen, welcher Tanz die meisten An- hänger hat. Die Veranstaltung zeigte, daß das Tanzen noch immer stark in der Mode ist, wenn auch nicht mehr so, wie un- mittelbar nach dem Kriege. Es ist Tatsache, der Jazz hat das Tanzen verändert. Ein Tanz-Wettstreit ist heute etwas ebenso Natürliches wie ein Fußball-, Boxer- oder Tennis-Wettstreit. Bei dieser Gelegenheit wurde Paris auch ein neuer Tanz gezeigt, der „Dale“, doch wurden die klassischen Tänze, wie „One Step“ und „Fox Trot“, diesem vorgezogen. Der „Tango“ und der „Pasa Doble“ fanden viele Anhänger. Von den früheren Tänzen wußte nur der „Boston“ sich zu behaupten.

Alte Kinderspiele. Jahrtausende alte Kinderfreude hat sich in einigen unserer bekanntesten Ferienspiele erhalten. „Blinde- kuh“ spielten schon die Kinder Alt-Griechenlands, die es jedoch „Blinde Mücke“ nannten. Ein fränkischer Dichter aus dem neun- ten Jahrhundert erwähnt das Blindenkuh-Spiel sogar in einem Gedicht, das zu den ersten Gedichten gehört, die die deutsche Sprache in Reime formte. Auch die Erwachsenen hatten in früherer Zeit viel Vergnügen an dem Gaschen mit verbundenen Augen, und selbst Gustav Adolf hatte gelegentlich Spaß daran, mit seinen Offizieren Blindenkuh zu spielen. Das Plumpsackspiel, das, nach Wehrhahns Forschungen, ehemals als Ballspiel geübt wurde, hat gleichfalls eine Geschichte, die so weit zurückreicht, daß man sogar annimmt, es sei der Ueberrest eines altheidnischen Opferbrauchs. Die deutschen Knaben nannten das Plumpsack- spiel im frühen Mittelalter „Gurtulli, trag' ich dich“, während es bei den Griechen den Namen „Schopinophilinta“ führte.

Siebzehn Jahre geschlafen. Der längste angehaltene Schlaf, der je bekannt wurde, ist der einer Französin, der „Schläferin von Themelles“, die ununterbrochen siebzehn Jahre lang in schlaf- endem Zustand verblieben ist. Eine physische Erschütterung war die Ursache dieses merkwürdigen Schlafes.

Fröhliche Ecke.

Landratten an Bord. Im Hafen von Ewinemünde liegt S. M. S. „Blücher“. Badegäste sehen sich das Schiff an.

„Siehste Mte,“ sagt August Piephade aus Berlin zu seiner Frau und zeigt auf den Kompaß, „det is das Ding, was dem Kapitän immer jenu Bescheid sagt, wo es lang geht, gerade so als wennste een Schukmann fragst.“

„Na ja,“ meint ein dabeistehender Maat, „die Geschichte ist aber doch nicht so einfach. Zum Beispiel stellen wir gestern bei einer Kreuzpeilung eine erhebliche Westdeviation fest. Der Nord- punkt der Kompaßrose lag zwei Strich westlich des magnetischen Meridians.“

August Piephade wischt sich die Stirn.

„Jott sei Dank! Sone Sachen kommen bei een Schukmann nich vor.“

Vorsicht. Weil jetzt wieder ein paar Typhusfälle vorgekom- men sind, hat Zeebelbock einen Geidenrespekt vor jeder Anstaltung. Tag und Nacht bewegt ihn das. Neulich trifft er Moritz. „Sagen Sie mal, Moritz, Wasser trinken ist auch gefährlich, was?“ — „Ja natürlich.“ — „Dann man die verdammten Bazillen nicht un- schädlich machen?“ — „Selbstverständlich. Sogar sehr einfach. Man filtriert das Wasser erst gründlich, dann kocht mans ab, filtriert nochmal . . .“ — „Na, und dann?“ — „Dann trinkt man Bier.“